



Es ist Anfang November, und von oben betrachtet kommt Bewegung in die Geschichte. Schwarz getünchte Pferdekutschen rollen durchs Dunkel, gleiten lautlos ins Dorf und stumm wieder raus, schmieren Schienen in den lehmigten Boden, derweil unten am Fluss Boote aus dem Nebel auftauchen, von denen schon kurze Zeit später manch einer behaupten wird, es seien Schiffe gewesen, *richtige Schiffe!*, welche überdies direkt dem Wasser entstiegen, gleichwohl ein jedes wieder darin verschwunden, woher es gekommen, nichts als die Spuren gewöhnlicher Schuhe hinterlassend, die sich ansatzlos um die verbliebenen Kirchtrümmer spulen und die gleichmäßigsten Windungen in den allmorgendlichen Tau zeichnen, welcher freilich auch abends darniederzuliegen pflegt. Darüber hinaus gibt es offenbar keinerlei Kontakt, weder hier noch im Ort gegenüber, wo nämliche Kunden kursieren, angefacht von zwei Stiefeln, deren Abdrücke – miteinander verbunden – das gesamte Dorf der Länge nach flankieren, um nicht zu sagen *in die Zange nehmen*, Schritt für Schritt, obgleich die pedalen Hinterlassenschaften von überaus vergänglichem Charakter sind ... ʼs ist schließlich November, und es pisst allezeit.

Gleichwohl: Dem Anschein nach treffen die beiden Pressanten am Ende, an ihrem jeweils höchsten Punkte – spiegelbildlich denselben Winkel beschreibend – auf eine Wiese, deren taufrischer Überzug schon bald sämtliche Eindrücke mit sich verschwinden und keinen einzigen wieder auftauchen lässt, stammte er auch von zwei Stiefeln, welche gleich gut gespurt.

Was bleibt, ist verwaschen, kaum mehr als ein Gerücht. Von oben betrachtet nichts als ein weiterer Abstecher ins Geradewohl.

Demgegenüber ist die Geschichte von unten eine andere, freilich ohne dabei außerhalb der ersten zu stehen, im Grunde ihre ebenso unablässig aus- wie kaum einmal *aufgeschriebene* Form, deren Überschuss an Möglichkeiten dem Daraufblickenden sogleich zu einer Abfolge von Fakten gerinnt, welche sich – sauber geordnet – bar jeder Potentialität präsentieren.

Und so bleibt es dabei: Während sich unten am Fluss die Spuren um die verbliebenen Kirchtrümmer spulen, führt am anderen Ende des Ortes eine jede geradewegs zum Gasthof. Dazwischen aber schlingt sich ein Gewirr aus Linien, wie es nur Einheimische produzieren und – ohne Angst, sich darin auf Nimmerwiedersehen zu verlieren – hinterlassen können.

Fuggerts Zimmer aber ist der Fluchtpunkt einer jeden dieser routinierten Bemühungen. Die Wirtsstube derjenige danach. Und so kommt es, wie es niemals hätte kommen müssen, zu Begegnungen wie dieser.

»Guten Abend der Wirt. Wenn ich mich vorstellen darf. A. B. C. Dreh, Projectmacher. Ich mach in Lichtern. Laternen, Lampen, Lüster – Luziditäten aller Art«

»Kein Bedarf.«

»Warten Sie, ich war noch nicht fertig!«, kommt's postwendend zurück, woraufhin die Vorstellung vermittels eines Rezitativs fortgeführt wird, welcher vor Ort seit jeher Singsang heißt, dem Wirt ob seiner Gewagtheit nichtsdestotrotz kurzerhand die Sprache verschlägt. »Also, nochmal: Laternen, Lampen, Lüster – Luziditäten aller Art, kaufen Sie bei A. B. C. Dreh, dem einzig wahren Illuminaaaaaaaat.«

»Klingt, als hätten Sie's auswendig gelernt.«

»Das macht die Freude an der Arbeit. Schauen Sie, wie ich strahle. [Bling-Bling]. Man nennt mich auch den lustrierenden Luzifer. Der lustrierende Luzifer – von den Kunden geliebt, von den Kollegen gefürchtet.«

»Schon mal mit Schauspielerei versucht? Gibt hier im Ort ne kleine Truppe.«

»Sie meinen so eine Art *ludditer Luzifer*?«

»Ich meine, entweder Sie bestellen was oder Sie scheren sich zum Teufel.«

»Nun, um es mit jener Klarheit zu sagen, für die der Rest meiner Branche trotz seiner Produkte nicht eben bekannt ist: Ich möchte, dass *Sie* etwas bestellen.«

»Das hier is 'n Gasthaus, und ich bin der Wirt.«

»Ob Gott oder Gasthaus, Weg oder Weib, A. B. C. Dreh bringt alles zum Leuchten.«

»Ich hab kein Weib.«

»Macht nichts, dann eben so: Ob Gott oder Gasthaus, Weg oder Wirt, A. B. C. Dreh bringt alles zum Leuchten.«

»Unsre Kirche ...«

»Oh, natürlich, hätt ich beinah vergessen – abgebrannt, mitsamt dem ganzen Gottesglauben. Aber was soll's, geht ja auch so: Ob Götzen oder Gasthaus, Weg oder Wirt, A. B. C. Dreh bringt alles zum Leuchten.«

»Schon mal jemanden zur Weißglut gebracht?«

»A. B. C. Dreh ist offen für alle Eventualitäten, die dem Geschäfte dienen.«

»Er spricht von sich wie von nem andern.«

»Wohlan: Ich bin A. B. C. Dreh, flexibel, florierend, hab niemals Heimweeehhhh.«

»Schluss mit dem Singsang! Was wolln Sie?«

»Ich nehme das Übliche, und Sie setzen sich zu mir.«

»Einsam, was?«

»Wo Licht ist, ist man nie allein.«

»Hier drin is aber ziemlich dunkel.«

»Deswegen bin ich hier. Ich bringe das Licht und ziehe weiter nach da, wo noch keines ist.«

»Und dort erzählen Sie dann denselben Sermon.«

»Ganz recht, nur das Essen variiert.«

»Das tut's bei uns nicht.«

»Deshalb nehm ich ja auch das Übliche.«

»Wie Sie wolln. Einmal ›tote Oma‹ und was Flüssiges gegen den Geschmack.«

Und so geht's dahin.

*Gasthäuser sind die Holz und Stein gewordene Differenz
zwischen dem Ende eines Weges und dem Beginn eines neuen,
ummauerte Freiräume, in denen aus dem Takt zu geraten
noch für die solideste Uhr zum guten Ton gehört.*

(Universalis: Verzehrte Welt)

Entstanden in jenem Dunkel, welches die Historiographen im Lichte des *lógos* seit jeher das mythische nennen, markierte das Gasthaus »Zum Schwaden« den Kreuzungspunkt zweier, nun ja, *regionaler Trampelpfade*, welche sich, von Süd- wie von Nordwesten her kommend, aus dem nahegelegenen Wald wanden, nur um nach wenigen hundert Metern unter freiem Himmel wieder in selbigem zu verschwinden, nichts als zwei vollkommen gegensätzliche Richtungsangaben hinter sich lassend. Dazwischen aber kehrten sie ein, tranken einen oder zwei, und ließen sich rauskehren, nach sechsen oder sieben. Einer aber, so heißt es, blieb, und rief nach dem

dritten das Zentrum eines Ortes aus, von dem auch nach dem vierten oder fünften nicht das geringste zu sehen war. *Noch* nicht. Denn als der spontan sesshaft gewordene Geselle viele Jahre später seinen letzten Zug tat und seinen namenlosen Körper der Erde überließ, da erhob sich über dieser bereits eine Kirche in den freien Himmel, und Häuser standen um sie herum.

Mit dem Ort aber wuchs auch das Gasthaus, und was dareinst ein Platz für allerlei verborgene Verrichtungen und libertäre Lüste war, ward Stück für Stück zu einem Hof, um den sich die Schenke mitsamt ihren Schuppen und Ställen und Schlafstätten zwängte, derweil die baulichen Verbindungen – ein ebenso ungeplantes wie unplanbares »System« aus Treppen und Türen, Luken und Leitern, Gässchen und Gängen nebst Dachfenstern und Durchstiegen – die fürwahr genommenen unnachgiebig überstiegen, was den erfolglosen Versuch, ein schlafendes Schaf zu begatten ebenso erklären mag wie die aus einer gleichgewichtigen Not geborene Nutzbarmachung des gemeinen Strohhalmes zum Zwecke der Aufnahme flüssiger Nahrung. Dass bei alldem ein gewisser Mangel an Licht eine Rolle spielte, ist indes nicht überliefert. Bekannt dagegen ist, dass die bis auf den heutigen Tag reichende Fortdauer des Gasthofes durch eine Reihe von Männern gewahrt wurde, welche nicht nur dem tödlichen Triumphirat aus Kriegen, Seuchen und Feuersbrünsten trotzten, sondern allesamt auch unverheiratet blieben und obendrein ausnahmslos abstehende Ohren hatten, über denen sie ihr öliges Haar in einem glitschenden Schwaden nach hinten legten, ohne dabei je etwas anderes als einen Kamm zu benutzen, dessen tiefbraun getränktes Holz der Staffelstab war, den es – möglichst erst unmittelbar während des Ablebens – an den Nächstkommenden zu übergeben galt.

Karl Gustav Gütergotz bildete hierbei keine Ausnahme. Achtzehn Jahre war es nunmehr her, da hatte sie ihn an diesen Ort geführt, oder besser: *getrieben*. Sie, Eva Maria Abraham, neunzehnjährige Tochter eines Rittergutsbesitzers, von sämtlichen Musen geküsst und mit allen Wassern gewaschen, die Inkarnation des Guten, Wahren und Schönen – und ein Miststück von geradezu biblischem Ausmaß.

Als sie ihn in sich aufnahm, war es der Himmel. Als er in ihr kam, die Hölle. Weil ihm aber weder das eine noch das andere ein Ort war, zumindest keiner, in dem es sich auf Dauer leben ließ, entzog er sich beiden und lief so lange, bis der Horizont hinter ihm nur noch fremdes Land zeigte.

Indes, was er vor sich sah, war ein schier endloser Wald, durch den er sogleich wie ein Schatten strich. Als er wieder heraustrat, war das Tageslicht erloschen und hatte auch den Schatten ausgestrichen. Doch war da ein Ort. Ein Ort, dessen Namen er nicht kannte. Und ein Gasthof. Ein Gasthof, hinter dessen Fenstern es nach Leben roch.

Als er kurz darauf eintrat und seinen Wunsch äußerte – eine warme Mahlzeit und ein Bett für die Nacht –, schaute ihn der Wirt kaum richtig an, senkte stattdessen den Blick und teilte ihm mit, wenn er wolle, könne er ein Bett für eine ganze Woche haben und genug warme Mahlzeiten dazu, zum Preis von dem, was er ihm hier auf den Tisch gelegt habe.

Karl Gustav Gütergotz' Blick tropfte aufs Holz, die Augen zählten eilig das Geld, zählten es nochmal, sahen nicht, dass der Wirt die seinen geschlossen hielt, dass er gar nicht wusste, *wieviel* da lag, dagegen er, Karl Gustav Gütergotz, befand, dass die Summe für eine Nacht und eine warme Mahlzeit ausreichend, für eine ganze Woche aber entschieden zu wenig war, komme da, was da wolle.

»Abgemacht!«

Vielleicht gab es ja doch einen Himmel, in dem es sich leben ließ, und sei es auch nur für eine Woche.

Und so blieb er, sieben Tage und Nächte, und lernte sie alle kennen.

William, den Verliebten, der drei Wochen später mit seiner Angebeteten ins Wasser ging.

Die beiden Schmiede, die immer nur stumm dasaßen, nie ein Wort miteinander sprachen.

Den greisen Pfarrer Leberecht, dem das Leben in der Kneipe das rechesteste war.

Eine Horde alter Weiber, die vor dem Essen allesamt ihre Zähne rausnahmen und die Mahlzeiten mit ihrem lederharten Zahnfleisch zermalmten.

Justus Kaleika, ein junger Mann von ungewissem Charakter.

Thaddeus, der Kirchdiener, dessen kaum zehnjähriger Sohn vor dem Gasthaus ohne Auftrag Wache schob, stumm und scheinbar sich selbst enthoben, und der mit jeder Runde, die er drehte, die Mädchen im Ort weiter einwickelte, auch wenn er davon nichts bemerkte.

Elisabeth Fulgur, genannt Elsbett, die ihren Mann schon nach einer Minute allein am Tisch zurückließ und sich im Laufe der folgenden Stunde reihum in die Gespräche mischte.

Trudbert Apitius-Quilting, ein Gast von solcher Unscheinbarkeit, dass man nie genau sagen konnte, ob er anwesend war oder nicht.

Und schließlich: Alfred Schreiber, genannt »Der Humpen«, ein Trunkenbold, wie er zu jedem richtigen Gasthof gehört und dessen angeschriebene Zeche den Wirt wahlweise als einen sehr reichen oder sehr armen Mann erscheinen lässt. Und neben ihm: Karl Maurer – ein verwitweter Kauz, der in seinem Namen eine Berufung sah, was ihn allerdings nicht daran hinderte, auf dem Gelände des Gasthofes eine Reihe ungebauter Mauern sein eigen zu nennen. Dem Wirt hatte er eines Abends freimütig erklärt, er habe schon zwei Schuppen und eine halbe Scheune versoffen, doch solle er's nicht weiter tragisch nehmen, schließlich gäbe es ohnehin keinen Platz mehr, um diese zu bauen. Wenn der Wirt aber darauf bestünde, so müsse er, der Maurer-Karl, erst ein paar andere Gebäude wegreißen, wofür er aber noch nicht genug getrunken habe. Zum Zeugen ernannte er seinen Freund, den Humpen, und – für den Fall, dass dieser befangen oder betrunken war (was in gewissem Sinne auf dasselbe hinauslief) – obendrein noch Jauchen-Willy, der zufällig am Tisch gegenüber saß und für den die Kneipe nie mehr war als ein Zwischenstopp auf dem Weg zu irgendeinem Feld, einer Grube oder sonst einem fruchtbaren Ort, und der deshalb immer einen Karren voll mit dem namensgebenden Gebräu vor sich herschob und sein Gefährt nicht aus den Augen ließ, niemals. Selbst zum Pissen nahm er es mit (oder nahm's dazu), und als er eines späten Nachmittags leer ankam, fuhr er sogleich nach hinten, machte den Karren randvoll, stellte ihn gut sichtbar vor dem Gasthaus ab und setzte sich, von allerlei Ausdünstungen umgeben, glücklich an einen der grobschlächtigen Tische, direkt neben Hermann Kaden, dessen Bruder drei Wochen zuvor in die Kneipe im Ort gegenüber eingehiratet hatte; ein, wie Kaden-Hermann befand, reichlich unverdientes Glück, das er mit seinem Durst (gewiss nicht weniger reichlich, dafür aber ehrlich verdient) nicht noch zu mehren gedachte, woraufhin er dazu überging, selbigen im »Schwaden« zu stillen, und nicht anders seinen Hunger nach Gerüchten und Neuigkeiten aller Art, von denen einige, gut ein Jahr später, den dreiundzwanzigjährigen Kajetan Blum betrafen, der über Nacht spurlos verschwunden und von dem erst später bekannt geworden war, dass ihm in einer Stadt, von der mancher angenommen hatte, sie existiere nur in seiner Phantasie, eine Kanonenkugel die Brust auseinandergerissen hatte.

Und schließlich war da noch der Wirt, der am Abend des siebten Tages, just in dem Augenblick, als Karl Gustav Gütergotz zwecks Verabschiedung an die Zapfstelle trat, ein großes Glas nahm, es mit einer Hand mit dunklem Bier füllte, mit der anderen einen Kamm hineingleiten ließ, trank, dabei den Kamm aus dem Glase zog, ihn übergab und starb, alles in einem Zug.

Man begrub ihn unten am Fluss, im Grab der Gastwirte, auf dem er ihn fünfzehn Jahre später noch einmal sah, ihn und ein paar von den anderen, als das Hochwasser über den Friedhof und in die Gräber und Grüfte lief, so lange, bis es ihn, der ganz oben lag, herausgespült hatte und er da lag, draußen, auf ihrem kleinen Stück Land, die Haare über den zu Erde gewordenen Ohren in einem einzigen Schwaden nach hinten gelegt.

Als Karl Gustav Gütergotz aus seiner lodernden Kochnische zurück ist, liegt der Projectmacher auf dem Tisch und schläft.

›Dann eben nicht‹, und macht kehrt, als ein schnittiges »Hier geblieben!« hinter ihm auffährt. Dreht er sich also um.

›Ich wollt Sie nicht wecken.«

›Ich habe nur kurz geruht. Unmöglich, mich dabei zu wecken!« Dies mit einer Aufgewecktheit, die in der Tat nicht an Schlaf denken lässt. »Der wahre Projectmacher schläft nie. Ist das erste unserer zehn glänzenden Gebote.«

›Na dann ...‹

›Man nennt mich schließlich nicht umsonst den Biolychniaden – die ewig muntere Lebenslampe.«

›Ich nehme an, das B in Ihrem Namen.«

›Wollen Sie wetten?‹

›Kein Bedarf.«

›In diesem Fall – gute Wahl. Banales Binnen-B. Hätten Sie nicht gedacht, was?‹

›Ich denke, Sie sollten sich um Ihre ›tote Oma‹ kümmern, die wird sonst noch kalt.«

›Besten Dank«, und schiebt den dampfenden Haufen aus tiegelwurstigem Blut, Kartoffeln und Kraut beiseite. »Glänzendes Gebot Nummer zwei: Der wahre Projectmacher isst nie.«

›Verstehe.« Kurzer Blick in Richtung Bauch. »Nichts als heiße Luft, die da bläht.«

»Tut mir leid, schon wieder daneben. Aber ich will's Ihnen sagen, bin ja schließlich der Lichtbringer. Also, das glänzende Gebot Nummer zwei besitzt ein addendum aureum, worin steht, dass der wahre Projectmacher immer dann essen darf, wenn es keiner bemerkt, einschließlich er selbst.«

Die Tür wird aufgerissen.

Der Schmied tritt ein, geht so groß- wie wortlos an seinen Platz.

Karl Gustav Gütergotz bringt ihm das Übliche.

Als er wieder beim Projectmacher vorbeikommt, hat der plötzlich den Tisch voller Lampen und es überdies ziemlich eilig.

»Also, welches Modell soll's denn nun sein? Sind allesamt Photogenlampen. Photogenlampen – spenden blendend weißes Licht.«

»Kann ich nicht gebrauchen.« Kurzer Blick rüber in die lodernde Kochnische. »Wenn's hier drin noch heller wird, muss ich's Geschirre sauber machen.«

»Dann eben eine Lampe für draußen. Weil, lassen Sie es mich so sagen: Je heller es draußen strahlt, umso mehr ist der Gast geblendet, wenn er ins Innere tritt. Und ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, was das für Ihr Geschirr bedeutet. Ganz zu schweigen von den Gläsern.«

»Sie hätten ein sauberes bestellen können.«

»Berufsrisiko. Ich sage mir immer: Lieber frisch geleuchtet als frisch gespült. Im übrigen, eine meiner Photogenlampen vor Ihrem Haus und den Gästen erscheint rückblickend alles umso strahlender. Umgekehrter Blendungseffekt, wenn ich so sagen darf.«

»Sagen Sie mir lieber wie hell die Dinger wirklich sind.«

»Nichts lieber als das. Bei A. B. C. Dreh tun die Fakten nicht weh.«

Es folgt Wissenswertes, Namen, Zahlen ...

»Zunächst einmal darf ich Ihnen mitteilen, dass das von mir vertriebene Photogen nur schwer gefriert – im Gegensatz zu Ihrem Rüböl. Was nun aber die Leuchtleistung betrifft«, spricht's und zieht einen Stapel Blätter unterm Tisch hervor, »so zeigt uns diese Tabelle hier, dass man die Lichtmenge einer gewöhnlichen Wachskerze mit 100 ansetzen kann. Dagegen bringt es eine mit 100 Gramm Rüböl gefüllte Lampe bereits auf einen Wert von 1158. Eine fantastische Steigerungsrate, gewiss, doch glauben Sie nicht, damit sei schon alles erreicht. Oh nein, seien Sie ganz unbesorgt, der Fortschritt ist nicht nur unaufhaltsam, er ist auch unendlich, selbst wenn wir, wie Sie gleich sehen werden, inzwischen an einem Punkt

angelangt sind, wo die ganze Sache nur noch eine Frage der *Quantität* ist. Will sagen: Selbst das billigste Photogen, eingefüllt in eine einfache Lampe mit flachem Docht und ohne Zugglas, erreicht bereits unglaubliche 1490 Punkte. Doch A. B. C. Dreh wäre nicht A. B. C. Dreh, wenn er nicht versucht hätte, die als unerreichbar geltende 2000er-Marke zu knacken. Tja, und was soll ich Ihnen sagen – es ist ihm gelungen: Sagenhafte 2000 und 7 Punkte, erleuchtet mit jeder dieser Lampen hier. Dass der Wert in der Übersicht nicht auftaucht, liegt einzig und allein daran, dass mein Versuch genau einen Tag nach Redaktionsschluss des ›Chemischen Journals‹ stattgefunden hat. Aber das soll uns nicht weiter stören, schließlich handelt es sich bei meinen Lampen um eine völlig neue, ja ich möchte fast sagen *revolutionäre* Construction: tief liegender Ölbehälter, specielles Zugluftsystem ... Sie fragen sich jetzt bestimmt, wie es bei diesen Lampen mit dem Verbrauch aussieht. Nun, auch hierzu habe ich eine kleine Studie mitgebracht, deren Ergebnisse Sie nichts als erfreuen werden. Gereinigtes Rüböl, in eine gute Moderateurlampe gegossen und angezündet: 40,69 Gramm pro Stunde. Dagegen der Wert des Photogens: 20,02. Was die damit verbundenen Kosten betrifft, so geht man in der Gewerbezeitung davon aus, dass die Preise für Rüböl und Photogen in einem Verhältnis von 7 : 8 stehen. Wie Sie aber sicherlich schon bemerkt haben, sind die Rübölpreise in den letzten Jahren stark gestiegen, wohingegen ich Ihnen sagen kann, dass die des Photogens stark rückläufig sind. Aber wie dem auch sei, ich schlage vor, wir verlassen uns auch in diesem Fall nur auf die Fakten und hören ein paar unabhängige Stimmen.

Nehmen wir Professor Karmarsch hier: ›Das Photogen kommt als Beleuchtungsmittel immer schneller in allgemeinen Gebrauch, wozu die hohen Talg- und Rübölpreise wesentlich beitragen. Das Photogen, der Lichterzeuger, ist dazu berufen, in Zukunft eine große Rolle zu spielen.‹ Dazu sein Kollege, Professor Heeren: ›Ich kann die soeben angegebenen Beobachtungen völlig bestätigen.‹ Klare Aussagen, was?! Aber damit noch lang nicht genug. Professor Karsten meint: ›Die Photogenlampen liefern das hellste Licht.‹ Und sein Kollege, Doktor Elsner, fügt hinzu: ›Ich kann dieser Ansicht gleichfalls nur beistimmen, indem schon jahrelang in meiner Behausung Photogen, wie sich von selbst versteht, in einer eigens zu diesem Zwecke construierten Lampe gebrannt wird, ohne dass während dieser Zeit auch nur der geringste Unfall hierbei sich ereignet hat.‹ Womit

wir auch schon beim Thema Sicherheit wären, wollen schließlich alle in Ruhe und Frieden leben, nicht wahr? Fragen wir also am besten mal Professor Wagenmann, wie das mit dem Photogen aussieht. ›Dieses Öl muss in Lampen mit tief liegendem Ölbehälter gebrannt werden; sein spezifisches Gewicht muss sein 0,815–0,835; ein leichteres, im Handel vorkommendes Photogen von 0,780 ist zum Brennen sehr gefährlich und kann sehr leicht zu gefährlichen Explosionen Veranlassung geben.‹ Also, wenn so ein Professor zweimal kurz hintereinander von gefährlich redet, dann muss es schon gefährlich sein, was?! Zumindest, wenn man die falschen Lampen und nicht das richtige Öl hat. Aber nun raten Sie mal, wie hoch das spezifische Gewicht von meinem Photogen ist. Genau, 0,825! Tja, wie ich eben schon sagte, bei A. B. C. Dreh tut das Leuchten nicht weh. Aber ich sehe schon, Sie schwanken noch. Na, dann hören Sie sich mal das hier an: ›Es ist noch nicht lange her, da erhielt der bekannte Arzt und Mediziner Professor Voltolini vermittels einer Photogenlampe, in deren Inneres er Sauerstoff einströmen ließ, ein so helles Licht, dass er seine eigene Speiseröhre ein Stück weit nach unten besichtigen konnte. – Also, wenn das nichts für Ihr Gasthaus ist.«

»Mag sein, aber ... hee, wo is'n die ›tote Oma‹ hin?«

»A. B. C. Dreh weiß von nichts. Aber mit einer seiner Lampen finden Sie's bestimmt raus.«

»Der einzige, der hier was rausfindet, sind Sie – und zwar den Weg. Und lassen Sie gefälligst eine von diesen verdammten Photolampen da, und genug Öl, damit ich Ihnen heimleuchten kann.«

»Hab mir doch gleich gedacht, dass wir zwei uns verstehen.«

»Raus!«

»Wie Sie wünschen.«

»Aber vorher bezahlen Sie mir noch meine ›tote Oma!«

»Schon mit einberechnet.«

»Dann raus!!«

»Mit Lampe oder ohne.«

»Raus!!!«

»Nichts lieber als das. Sie wissen doch: A. B. C. Dreh – macht den Kunden zum König und sich selbst zum Sklaveeeeeee ...«